



## Fünf Centimes.

Von Adolf Ulter, Paris.

Edmond Face, der Bildhauer, hatte mich mit in sein Atelier genommen. Es war gegen 5 Uhr morgens, nach einem tollen Buben-zanber bei seinem Kollegen. Nun lagen wir, Edmond und ich, übernachtigt und ein wenig laienjämmerlich, lang ausgestreckt auf einer flut weicher Seidentissen am Fußboden. Die Holzseite im Kamin singen gerade an, eine wohlwollende Wärme auszuküßtern. Zwischen uns, auf einem Hocker, summt die Kaffeemaschine.

Wir rauchten, tranken starken Mokka mit Kirsch und sprachen lange kein Wort. Die Vorhänge am Fenster waren zugezogen und ließen auch nicht das kleinste Hell des erwachenden Morgens durchschlüpfen. Nur das Prasselfeuer im Kamin schenkte die einzige Beleuchtung im Zimmer. Träumendes Halbdämmern in schmeichelnder Seide und tanzendem Zigarettenrauch.

Endlich brach Edmond das schwingende Schweigen: „Eh bien, mon cher, das Leben ist eine Gründung auf Aktien.“

„Vater-Philosophie.“

„Und wir Menschen sind die Aktien: Wir steigen und wir fallen. Genau wie die Kapiere an der Börse.“

„Du stehst dann sehr hoch im Sturz.“

„Weiß ich. Das Konjunkturpapier Edmond Face ist augenblicklich ein beliebtes Kaufobjekt. Aber ich spude das Leben an.“

Das klang so bitter, so echt aus seinem Munde. Grollte urplötzlich in die weiche Stimmung hinein, daß ich verwundert fragend die Augen auf ihn richtete. Er griff derb meinen Arm und flüsterte hastig, nervös, schein:

„Siehst du auf dem Kamin den kleinen Goldrahmen? Ein Geldstück auf Pappe unter Glas. Ein häßlicher kleiner Sou. Fünf Centimes. Komm, Freund, trinken wir einen reinen Kirsch, und ich will dir die Geschichte dieses Geldstücks erzählen. Ein Kapitel aus der Börsenlaufbahn der Altie Edmond Face.“

Er schenkte ein, mit zitternden Händen. Seine Augen flackerten, eine unheimliche Erregtheit schüttelte seinen Körper. Wir tranken. Dann zündete Edmond eine neue Zigarette an, streckte sich lang auf die Kissenpolster und schloß die Augen. Eine ganze Weile verging. Dann begann er:

„Noch vor einem Jahr, mein Freund, war ich dem Verhungern nahe. Ich hatte in der Nähe vom Bahnhof Montparnasse eine kleine Bodenkammer als Arbeits- und Schlafraum. Ich arbeitete die Nächte hindurch. Eine ganze Reihe, ich darf wohl sagen guter, Werke entstand. Tagsüber lief ich von Kunsthandlung zu Kunsthandlung mit meinen Schöpfungen; ich bot sie an für billigstes Geld. Aber kaufen wollte niemand. Die besten Stücke gab ich einem großen Geschäft in Kommission. Mit kleinen Büsten aus Ton, die Jaurès darstellten und Richopin und den General Gallieni mit seinen markanten Zügen, wanderte ich durch die Kaffeehäuser und Restaurants, wo die Fremden verkehren. Von Tisch zu Tisch schritt ich wie ein Hausierer mit feiner Höflichkeit. Oft wies man mich hinaus. Ich stand am großen Boulevard neben der Post, hatte meine Büsten aufgestellt mit einem Plakat daran: 50 Frank. Ich war verzweifelt, hatte nur noch wenig Geld in der Tasche. Warmes Essen kannte ich nur aus der Vergangenheit. Mittags und abends trank ich in einem Café Biard eine Schokolade und aß ein Hörnchen dazu. Auf alles konnte ich verzichten, nur nicht auf Zigaretten. Die billigsten kaufte ich mir, die Caporal ordinaire, diese schwarzen, scharfen, widerlichen Regiegüste. Vier Stück für neun Sous. Vormittags vier und nachmittags vier.“

Endlich verkaufte ich meinen Jaurès. Für zwanzig Frank gab ich ihn her. Ein junger Arbeiter erstand ihn. Sein Weg führte ihn täglich an meinem Stand neben der Post vorüber. Jedesmal blieb er stehen und betrachtete den Jaurès. Ich sah es dem Burschen an, daß er die Büste gern gehabt hätte, und fragte ihn eines schönen Tages, als er wieder für einige Augenblicke vor meinen Werken verweilte, rund heraus, ob er den Jaurès nicht kaufen möchte. „Das schon,“ gab er zur Antwort, „aber fünfzig Frank habe ich nicht dafür übrig.“

Mein Gott, der junge Mensch war sicher ein armer Teufel, aber ich umschmeichelte ihn wie der Geschäftsmann einen guten Kunden. Schließlich hatte ich ihn so weit, daß er mir den Preis nannte, den er anlegen konnte. „Zwanzig Frank.“ Ganz schüchtern sagte er das. Als schämte er sich, diese Summe zu be-

ten, die für ihn ganz bestimmt eine große Ausgabe war. Noch dazu für eine Büste! Ich traute mich nicht, mit ihm zu feilschen. Gab ihm den Jaurès und nahm die zwanzig Frank. Als eine warme Mahlzeit, holte mir meine Wäsche von der Waschfrau und kaufte mir ein Paket anständiger Zigaretten. Da war das Geld zu Ende. Aber am nächsten Tage nahm mir ein Deutscher den Richopin ab. Zahlte, ohne zu handeln, 50 Frank. Anständige Menschen, deine Landsleute!

Kannst du es verstehen, Freund, wenn ich mich nach diesen fürchterlichen Tagen der Entbehrungen nur als Krösus fühlte? Ich war mit einem Schlag wieder gut gelaunt, hoffnungsfreudig und voll neuer Schaffenskraft. Kaufte mir frisches Material zur Arbeit und fraß mich satt für fünf Frank. Brot à discretion (nach Belieben).

Zwei Tage darauf hatte ich noch sechzig Centimes in der Tasche. Vier Caporal zu neun Sous, blieben mir noch drei Sous. Zwei Geldstücke, eines von zehn Centimes, eins von fünf Centimes. Nun begann für mich die entsetzlichste Zeit meines Lebens. Nichts, nichts zu essen. Keine Zigaretten. Doch plötzlich fielen mir die fünfzehn Centimes ein, die ich noch besitzen mußte. Ich kramte in den Taschen. Und fand im Mantel nur das eine Soustück. Aber die zehn Centimes? Ich mußte sie doch haben. Wie ein Trübsinniger durchsuchte ich noch einmal alle meine Taschen. Eine fixe Idee hatte sich meiner bemächtigt: Die zehn Centimes mußt du haben. Ich siebte. Meine Hände zitterten. Die zehn Centimes! Die zwei Sous! Einen hatte ich noch, wenn ich die zehn Centimes fand, konnte ich mir eine Zigarette kaufen. Vielleicht hätte man mir auch zwei gegeben, aus Mitleid. Ich kleidete mich nachend aus und durchwühlte alle Winkel in meiner Unterkleidung, in den Stiefeln, in der Hose, Weste und Jacke. Im Mantel. Die zehn Centimes! Als hinge mein Leben von diesem Lumpengeld ab. Alle Schubsächer kramte ich durch, kroch auf allen Vieren an der Erde und suchte die zehn Centimes.

Ich fand sie nicht. Ein Flimmern trat mir vor die Augen. Die Welt um mich war geborsten. Taumelnd ließ ich mich in einen Sessel fallen. Jetzt ist es aus, alles aus. Keine Zigarette...

Ich schlenderte durch die Straßen, ziellos, planlos. Der Kopf brannte, die Beine machten nur noch mechanisch schwere Gehbewegungen. Eisalt waren die Füße. Krampfhaft hielt die Hand den letzten Soum umschlossen. War es Dienstag oder Donnerstags? Oder Montag oder Sonnabend? War ein Tag vergangen? Eine Woche? Ich weiß es nicht. Ich hatte nicht einmal mehr ein Hungergefühl, denn der Magen war vollkommen ausgeschaltet. Nur eine zentnerschwere Müdigkeit lastete in mir. Die machte das Gehirn stumpf und so gleichgültig. Ueber die Straßen schleppte ich mich. Tausende Autos kamen mir entgegen, direkt auf mich zu. Die Supen brüllten Warnungen. Ich beachtete sie nicht. Ging gerade auf die anfahren den Wagen zu. Unendlich apathisch. Vielleicht aber auch in der stimmten Hoffnung, daß mich die Räder ergreifen. Na, wenn schon. Aber man tat mir nicht den Gefallen. Vierraddremsen hirschten wenige Schritte vor mir die Wagen auf halt. Oder in spielender Wendigkeit fuhren die Autos um mich herum. Die Chauffeure fluchten. Polizisten drohten. Was ging das mich an? Sonnambul kreuzte ich die Gefahren der Pariser Straßen.

Mit einem Male siehe ich vor einem Fruchtgeschäft. Rote Äpfel lachten mich an. Drei große Körbe voll. Die standen vor dem

Laden. Pausbändig und blank lag ein feister Apfel ganz oben und höhnte mich. Grinste aufreizend durch seine saftige Haut. Da fühlte ich plötzlich in meiner Manteltasche ein kleines kreisrundes Loch. Es zuckte durch mein Gehirn: hier waren die zehn Centimes verschwunden. Und meine Finger zupften an der Deffnung in der Tasche, probierend, ob da ein Geldstück durchschlüpfen konnte. Ohne Zweifel. Da wühlte meine Hand in der Tasche aus nervösem Zeitvertreib. Und mit einem Male kommt sie ganz durch die Deffnung durch. Die Faust liegt frei unter dem Rock. Das Loch in der Tasche ist so groß geworden, daß — daß der unverächtliche Apfel da vor mir von meiner Hand, unsichtbar vor sehenden Augen, ergriffen werden könnte.

Ich — stahl — den — Apfel. Fühlte ihn plötzlich in meiner Hand kalt und rund und glatt. Ganz langsam ging ich von dem Laden fort. Aber ich hatte das Gefühl, als verfolgten mich der Verkäufer und eine ganze Reihe Menschen. Ich fing an zu laufen. Straßen kreuz und quer. Rannte mit leuchtender Brust. Und die Kälte des Apfels in meiner Hand brannte wie glühende Kohle. Endlich wagte ich es, mich umzuschauen. Kein Mensch lief mir nach. Keiner zeigte mit Fingern auf mich. Niemand schrie: „Dieb!“

Erschöpft setzte ich mich auf eine Bank. Bartete, bis mein Atem ruhiger geworden war, und holte dann den Apfel hervor. Mit wollüstigem Heißhunger biß ich hinein. Zermahlte mit gierigen Zähnen Stückchen um Stückchen...

Freund, in jenen Tagen habe ich die Menschen lassen gelernt, die in Reichtum und Luxus schwelgen. Ich schrieb an Millionäre, die ein Vermögen gegeben hatten, um die Rosette der Ehrenlegion zu bekommen. Die Briefe waren ein einziger Aufschrei. Ich erniedrigte mich vor dem Reichtum und warf mich knieflehend zu seinen Füßen. Alle Quasalen eines Verzweifelten rangen um Menschlichkeit. Ich brachte meine Briefe selbst in die Paläste und gab sie beim Concierge ab. Kein Mensch hat geantwortet. Nicht die Rothschilds, nicht Grammont, nicht Durand, Keiner...

Zehn Tage später erhielt mein Werk „La Marcellaise“ den ersten Preis der Voule-Stiftung. Zwanzigtausend Frank. Die Altie Edmond Jace war mit einem Schläge ein beliebtes Börsenpapier geworden. Aber ich spudete auf das Leben und die Menschheit...

Edmond schwieg. Ich stand von meinem Lager auf. Zog die schweren Vorhänge zurück und öffnete das Fenster. Ein vorwärtiger junger Sonnenstrahl stahl sich ins Zimmer und küßte den kleinen Goldrahmen auf dem Kamin.

## Die beiden Raben.

Von Alexander Puschkin (gest. 10. Feber 1837).

Durch die Luft ein Rabe krächzt,  
Hungermüde nach Labung lechzt;  
Fragt er einen andern Raben:  
„Werden wir heut' Speise haben?“

Und der andre Rabe spricht:  
„Heut an Speise fehlt es nicht:  
Tot im Feld am Waldesnaume  
Siegt ein Ritter unterm Baume.“

Wer, warum man ihn erschlug?  
Weiß der Falk nur, den er trug,  
Weiß des Ritters schwarzes Roß  
Und sein junges Weib im Schloß.

Flug der Falk zum Walde fern,  
Blieb das Roß dem Feind des Herrn,  
Und die Frau — hart ihres Lieben,  
Aber des nicht, der geblieben.“

## Die drei Töpfe.

Aus den Spinnstubengeschichten des Herrn Habanud.

Von Henni Lehmann.

Die Mädchen des einsamen Thüringer Bergdorfes kommen nach alter Sitte zur Winterzeit abendlich in der Spinnstube zusammen. Manchmal sitzen sie miteinander. Oft auch erzählen sie Geschichten. An einzelnen Abenden kommt auch der alte Habanud in die Spinnstube. Der gilt als ein Schalk. Er setzt sich neben die Mädchen und sieht zu, wie die Füße das Brett treten, die Räder schnurren und die Finger die Fäden aus dem Flachsbündel ziehen. Dann sagte er wohl:

„Nun will ich etwas erzählen.“ Da hören die Räder auf zu schnurren, Füße und Hände ruhen, und die Mädchen horchen auf, denn die Geschichten des Herrn Habanud sind meist spaßig und lustig, und manchmal kann man allerlei denken dabei. Am ersten Abend dieses Winters hat der Habanud die Geschichte erzählt, die nun folgen soll:

## Die Geschichte von den drei Töpfen.

Drei Töpfe sind es gewesen, die nebeneinander auf dem Wandbrett in der Küche standen. Der eine hatte in seinem Leben viel heißen Tee in sich geschluckt und das vom allerbesten. Daher mußte es kommen, daß er solch dicken und ausgewölbten Bauch hatte. Außerdem trug er am oberen Rand einen breiten Goldstreif und sein Deckel hatte einen goldenen Knopf. Der Topf war eigentlich noch ziemlich neu, dennoch ging durch seinen Boden, mit dem er auf dem Küchenschrank stand, ein langer Riß. Der zweite Topf dagegen war hoch und dünn. Dünn war auch das altertümliche Porzellan, aus dem er gefertigt war. Es trug ein besonderes Zeichen, das beinahe wie ein Wappen ansah. Er hatte einen ganz großen Ausgußschnabel, doch dicht neben diesem war ein großes Stück des dünnen Porzellans herausgebrochen. Der dritte war nur ein simpler, brauner, irdener Topf, es war nichts besonderes an ihm zu sehen. Er war wie alle die vielen Töpfe, die man in der Küche so im täglichen Gebrauch hat. Einmal begann der dicke Teetopf ein Gespräch.

„Ich bedente doch am meisten von euch,“ hat er gesagt, „denn ich habe einen dicken Bauch und bin im Besitz von Gold, und darauf hauptsächlich kommt es an.“

„Darauf kommt es nicht an,“ sagte ärgerlich der Lange, Dünne. „Du bist nur so ein neuer, ich aber bin von alter Herkunft. Ich habe eine Ueberlieferung. Vor mir hat es schon viele meiner Art gegeben, und ich habe einen großen Schnabel.“

„Den hast du freilich,“ sagte bescheiden der Kleine, braune Topf. Da wurden die beiden andern zornig.

„Schweig still, Prolet,“ schrien sie, und sie standen beinahe noch pröfiger da als zuvor, der Teetopf dehnte seinen dicken Bauch, der Dünne reckte seinen großen Schnabel. Sie nahmen dem Kleinen Topf alle Sonne, die auf das Wandbrett fiel.

In diesem Augenblick kam die Frau, der die Töpfe gehörten, in die Küche. Sie besah prüfend die drei.

„Ja, dich genug bist du,“ sagte sie zu dem Teetopf, „aber du hast einen großen Sprung — und dein großer Schnabel nützt mir auch nichts,“ fuhr sie zu dem langen, hohen Topfe gewendet fort, „dir fehlt ein zu großes Stück, als daß du noch brauchbar wärest. Nein, du bist der einzige, der noch zu was nütze ist,“ sprach sie zu dem Kleinen, braunen Topfe, und sie nahm ihn, um darin Milch zu holen. „Euch aber werfe ich morgen auf den Schutthaufen,“ sagte sie zu den beiden andern.

Sie ging, ohne die beiden Töpfe noch einmal anzublicken.

Die große graue Kaze war in die Küche gekommen, und sie miaute. Es klang beinahe, als ob sie sagte: „Wann ist morgen?“ Doch niemand verstand sie.

„Ja, das ist eine Geschichte, bei der man sich etwas denken kann,“ sagte der alte Hans Habanud, und dann begannen die Mädchen wieder zu schnurren, die Füße zu treten und die Finger die Fäden aus dem Flachsbündel zu ziehen.

## Der Arbeiter und der reiche Müßiggänger.

Fliegendes Blatt aus dem Revolutionsjahr 1848.

1. Du sollst arbeiten, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. So ist es geschrieben. Laßt die vielen, die essen, ohne zu arbeiten, es hören und gehorchen. — 2. Du sollst keine Müßiggänger dulden. Wenn du einen Müßiggänger siehst, mußst du ihm sagen: „Bruder, wenn du müßig bist, muß ich deinen Teil an Arbeit leisten, und das ist nicht gerecht.“ — 3. Du sollst keine Sklavenarbeit dulden. Alle Menschen sind frei und gleich geboren. — 4. Du sollst für deine Arbeit einen angemessenen Lohn erhalten. Und wenn dir die Menschen sagen, daß es harte Zeiten sind und der Lohn heruntergesetzt werden muß, dann sollst du ihnen sagen, daß jene, die Arbeit schaffen, und nicht jene, die sie verkaufen, den Preis zu bestimmen haben. — 5. Du sollst nicht Hunger leiden. Es fällt kein Sperling aus Hunger vom Dache. Nur ein Narr wird für

andere arbeiten und selbst hungern. — 6. Du sollst nicht in Lumpen gehen. Die Blumen auf den Wiesen, die Rosen im Garten sind herrlich gekleidet, die Vögel in der Luft erfreuen sich glänzender Federn und der Pelz des Bären ist dick und warm. Hast du nicht den Flachsbereiter und das Garn gesponnen? Hast du nicht den Purpur der Könige gewoben? Und sollst in Lumpen gehen? — 7. Du sollst das Leben genießen, denn das Leben ward den Menschen zur Glückseligkeit gegeben. Du hast alles getan, was nötig ist, um des Menschen Leben zu bewahren und zu verschönern. Du hast Frucht aus der Erde ge-

jogen und hast dem Geiste die Schwingen gegeben. Und deshalb mußt du und müssen alle deine Brüder glücklich sein. — 8. Du sollst in Ehre wandeln. Niemand soll dir jagen: „Arbeiter, armer Arbeiter, unwissender Arbeiter!“ — Nein, nur der Müßiggänger ist unehrenhaft. — 9. Du sollst dein Ohr der Stimme des Pfaffen verschließen. Der Baum der Erkenntnis ist der Baum des Lebens. Die Pfaffen, die nicht arbeiten und dennoch vom Fette des Lebens leben wollen, suchen dich vom Baum der Erkenntnis fernzuhalten. — 10. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Kopf ergreift, ihn einen Augenblick zeigt und dann in den Korb zurückwirft.  
Alles ist vorüber.

Neufaledonien ist eine französische Kolonie im Stillen Ozean. Aber man braucht nicht bis dorthin zu gehen, um die Ungeheuerlichkeit der Todesstrafe, die Brutalität der „legalen“ Hinrichtung zu erkennen, Hinrichtungen in Neufaledonien, in Europa oder in Amerika: eine Schmach, der der entschlossene Kampf der internationalen Arbeiterklasse angejagt werden muß.

## Hinrichtung in Neufaledonien.

Von Robert Heindl.

Entnommen dem im Van-Verlag Kolf Heise, Berlin, erschienenen Werke „Verufsverbrecher“, von Robert Heindl.

Die Hinrichtungen in Neufaledonien finden immer auf der Insel Nou statt. Der ausgewählte Platz ist ein großer Hof in Form eines verlängerten Rechtecks, das von zwei massiven, fensterlosen Gebäuden flankiert wird. An der Südmauer liegt ein schweres, eisernes Tor, das von zwei Posten bewacht wird.

Nachdem am Vorabend der Exekution die Schlafsäle geschlossen wurden, hat man die Guillotine auf vier mächtigen Quadersteinen, die in den Boden eingerammt sind, errichtet. Das dreieckige, mit Blei beschwerte Messer wird aus der Scheide gezogen und oben auf die Gleitstange gelegt. Wenn der Henker und die drei Gehilfen den letzten Hammerschlag getan und ihre Vorbereitungen getroffen haben, schließt ein Wächter sie wieder in die Hütte ein, wo sie für gewöhnlich an der Seite ihrer unheilvollen Maschine schlafen.

Jetzt scheint alles wieder in Ruhe versunken zu sein. Nichts hört die Stille der Tropennacht, des leuchtenden, funkelnden Sternenhimmels.

Die Guillotine steht einam auf dem weißen Sande, den der Mond bestrahlt; der Schatten, den die zwei Posten werfen, gibt ihnen das Aussehen unendlich langer Arme.

Es schlägt drei Uhr.

Einige Männer mit einer Stocklaterne durchqueren mit schnellen Schritten den Hof und begeben sich ins Gefängnis; es ist der Kommandant mit dem Geistlichen, dem Polizeikommissär und zwei Aufsehern. Sie betreten das Gefängnis, gehen über die Vorhöfe und die Korridore und erreichen das Gitter vor den Kerlern der zum Tode Verurteilten.

Kaum hat der Schlüssel das Schloß berührt, so geht eine Bewegung von einem Ende zum andern Ende des Ganges. Die Verurteilten horchen auf; sie richten sich in ihren Bänken empor, halten den Atem an und spitzen die Ohren. Schweißtropfen stehen auf der Stirne. Sie warten. Welche Tür wird sich öffnen?

Die Todesangst, die sie schüttelt, dauert nicht lange; man hebt eine eiserne Stange; der Kommandant ist in die Zelle getreten.

Der Aermste, der sie bewohnt, wird aschfahl; er hat begriffen, daß seine Stunde diesen Morgen schlägt.

Der Form wegen kündigt man es ihm an; dann fragt man ihn, ob er einen geistlichen Beistand wünscht.

Nach dem Geistlichen erscheint der Henker.

Dieser bindet ihm die Hände auf den Rücken und legt ihn Fußfesseln an, so daß er nur mit kleinen Schritten gehen kann. Der Kragen seines Hemdes ist bis zu den Schultern weit ausgeschnitten.

Während alles dies sich in der Zelle abspielt, hat das Aussehen des großen Hinrichtungshofes sich verändert. Die Lüre der Mauer hat sich geöffnet. Der Strafanstaltsdirektor ist eingetreten, begleitet von einigen Beamten, Richtern, Ärzten, deren Gegenwart bei der Exekution erforderlich ist.

Die Beamten setzen sich links von der Guillotine. Etwa dreißig Aufseher mit gestreckten Waffen stellen sich hinter sie. Einige Augenblicke später postiert sich rechts eine Kompanie Infanterie in Reih und Glied. Der Bataillonschef und ein Hauptmann befehligen sie. Sobald die Soldaten auf ihrem Platze sind, hört man den dumpfen Lärm klirrender Ketten sich nahen. Es sind die Sträflinge der Ile Nou, die sämtlich zum Hinrichtungsplatz geführt werden, um der Exekution beizuwohnen. Sie kommen in geschlossener Kolonne, machen alle Wendung links und stehen der Guillotine gerade gegenüber.

Der Kommandant erteilt einen Befehl; Soldaten und Aufseher laden ihre Waffen, und die Flinten senken sich.

Es ist plötzlich Tag geworden — in den Tropen gibt es keine Morgendämmerung — die Sonne steht schon über dem Meere.

Der Kommandant der Strafanstalt gibt ein Zeichen. Einer der Aufseher tritt aus der Reihe und verschwindet. Minuten vergehen in feierlicher Stille. Dann bemerkt man am Tore eine Projektion, die sich langsam nähert. In der Mitte ein weißgekleideter Mann. Je mehr der Zug vorwärts schreitet, um so besser unterscheidet man die Personen. Da ist der Verurteilte mit wachsblichem Gesicht. Ihm zur Seite schreitet der Geistliche, Sterbgebete auf den Lippen und ein großes, schwarzes Kreuzifix in der Hand. Hinterher zwei Aufseher mit schußbereitem Revolver.

Die Sträflinge werfen sich nieder.

Der Delinquent ist schon ganz nahe der Guillotine. Der Gerichtsschreiber tritt vor und stellt sich vor ihn.

„Gewehr über!“ befiehlt der Offizier.

Der Gerichtsschreiber verliest das Todesurteil. Die Beamten und die Gerichtspersonen entblößen ihr Haupt.

Das Herz krampft sich einem zusammen. Die Kehle wird trocken.

Die Lektüre des Urteils ist vollendet.

Der Verurteilte stellt sich selbst vor die Todesplanke, die vertikal vor ihm steht.

Mit außerordentlicher Geschwindigkeit kippt die Planke um, der Mann liegt langausgestreckt darauf. Man stößt ihm wie ein Brot, das in den Ofen geschoben wird. Sein Hals wird in die Klappe gefesselt, und Race klinkt das schwere Messer auf, das wie der Blitz herunterrauscht und ein Geräusch verursacht, als ob man ein Stück Seidenstoff zerrisse.

Diesem, die sich nicht abwenden, können sehen, wie der Gehilfe des Henkers den blutigen

## Menschen frohlo den in der Hölle

Die Schatten traten einer nach dem andern vor Allah und alle wünschten das gleiche: Das Paradies.

Die einen — für sich.

Die andern — auch für ihre Verwandten.

Die dritten — auch für ihre Freunde.

Und Allah antwortete allen: „Es sei!“

Und dachte dabei betrübt:

Niemand, der für seinen Feind bäte!

In diesem Augenblick näherte sich der Schatten Arutium aus Batu.

„Was wünschst du?“ fragte Allah.

„Ich habe einen Feind, den Zeinal,“ jagte Arutium.

„Wie? Du willst für deinen Feind bitten?“ rief Allah freudig.

„Für ihn!“ bestätigte Arutium. „Schicke ihn in die Hölle. Erweise mir diese große Gnade!“

In diesem Moment trat der Schatten Zeinal vor.

„Was wünschst du?“ fragte Allah.

„Sei gnädig, schicke den Arutium in die Hölle! Mehr wünsche ich für mich nicht.“

Allah gab sein Zeichen und die Teufel ergriffen Arutium und Zeinal und brachten sie in die Hölle.

Als Allah den Schatteneintrag zu Ende führte, ward ihm traurig zumute.

„Heute sind alle, selbst die größten Sünder, im Paradies!“ sagte er zu seinen Engeln. „Und nur die zwei Unglücklichen aus Batu müssen in der Hölle brennen. Es tut mir leid um sie.“

Und er schickte einen Engel in die Hölle, zu sehen, ob sich nicht etwas machen ließe.

Der Engel kam zurück mit verjagten Flügeln und meldete:

„Sie frohlo den!“

„Wie? ... Froh-lo-fen?“ wiederholte Allah staunend.

Der Engel berichtete:

„Als Arutium in den siedenden Kessel geworfen wurde, kreischte er auf, kam aber rasch zu sich und fragte:

„Wo ist Zeinal?“

Und als er Zeinal auf der glühenden Pfanne erblickte, schrie er ganz verzückt:

„So ihn! So-o! Fester! Noch fester!“

Zeinal wand sich auf der glühenden Pfanne, er fragte aber:

„Wo ist Arutium?“

Und als er Arutium im siedenden Kessel erblickte, schrie er jauchzend vor Glück:

„So ihn! So-o! Stärker! Noch stärker!“

Und seit dieser Zeit frohlo den sie.

Arutium ist glücklich, weil Zeinal gebraten wird

Zeinal ist glücklich, weil Arutium gekocht wird

Und sie wünschen sich nichts mehr.

So ist etwas geschehen, was selbst deine Weisheit nicht voraussehen konnte: Menschen frohlo den in der Hölle.

Aber Allah lächelte und sagte:

„Das sind ganz eigenartige Menschen.“

Und er ließ in der Hölle eine separate Abteilung einrichten:

„Für Leute aus Vaku.“

Und er sagte:

„Sollen sie dort frohlocken!“

Als die Leute in Vaku davon erfuhren, stiegen sie einen Seufzer an:

„Wenn uns Allah seine ganze Gnade erweisen wollte, so könnte er noch bestimmen, daß die Hölle mit Naphta geheizt werde. Dann würden die Preise für Naphta um fünfzig Prozent steigen...“

(Nach dem Russischen des W. Doroschewitsch.)

### Was mancher nicht weiß.

**Gold im Meerwasser!** Während das Wasser des Südpazifiks und aus der Bucht von Grönland einen Goldgehalt von rund ein Hundertstel Milligramm in der Tonne hat, enthalten die Polarwasser das Vier- und Fünffache. In einigen Proben Polareis fanden sich sogar noch größere Mengen Edelmetall, denn außer Gold ist auch Silber vorhanden. Einen Goldgehalt von einem Hundertstel Milligramm zum Gegenstand einer nutzbringenden technischen Verarbeitung zu machen, ist natürlich völlig ausgeschlossen.

**Der große Philosoph Immanuel Kant** ist in seinem ganzen Leben nie aus seiner Vaterstadt Königsberg gekommen.

**Shakespeare** heißt wörtlich überlebt: Speerschnittler.

Wenn man Schlangen die Giftzähne entfernt, wachsen ihnen neue nach.

**Der Niesenhai und der Sägesfisch** sind dem Menschen nicht gefährlich; das Gebiß des ersteren besteht nur aus kleinen Zähnen, und die Säge des letzteren dient nicht als Waffe, sondern zum Abreißen von Tang und zum Aufwühlen des Bodens, um die hier lebenden Krebstiere zu erhalten.

**Einige Leuchttürme** gab es schon im Altertum, so z. B. den von Samos und den Pharos von Alexandrien. (Erbaut 285 v. Chr.)

**Der Fluß Jang-tse-kiang** wird oft in einer Nacht 10 Meter breiter.

**In den Ländern, durch die die Donau fließt,** werden insgesamt 52 verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen.

**Große Chromlager** wurden bei der Stadt Columbus im amerikanischen Staate Montana entdeckt. Chrom als Zusatz zu Eisen hält dieses frei von Rost.

**Die Wälder in Rußland** bedecken zwei Fünftel des gesamten russischen Bodens. Rußland ist das waldbereichste Land in Europa.

**In Deutschland** werden nur 5,5 von hundert Menschen 80 Jahre alt. 28 von Hundert erreichen das 60. Lebensjahr, so daß 72 von Hundert vorher sterben.

### Gedanken-Splitter.

#### Arabishe Sprüche.

Schon mit einer Rosine kann man einen Weinhandel beginnen.

Noch dem toten Sperber leuchtet Raubgier aus den Augen.

Alle Barbieri lernen das Rasieren auf Köpfen von Waisenkindern.

Ein schönes Armband hat man gern, — das Handgelenk liebt man.

Wer bei Freunden zum Essen geht, mästet seine Familie.

Der Arme ist immer fremd in seiner Heimat.

### Allerlei.

**Warum stirbt die gefangene Biene?** Es ist eine bekannte, aber bei genauem Zusehen doch recht merkwürdige Tatsache, daß einzelne gefangene Bienen schnell eingehen. Dasselbe läßt sich bei gefangenen und einzeln gehaltenen Ameisen beobachten. Man kann den Tieren Nahrung usw. reichen, man kann sie unter die günstigsten Bedingungen bringen: sie kommen doch recht schnell um. Ganz anders verhalten sich Bienenarten, die im Freien einzeln leben, die also nicht an das Zusammenleben in größeren „Staaten“ gewöhnt sind. Sie lassen sich unter geeigneten Bedingungen wochenlang am Leben erhalten. Diese Beobachtung deutet darauf hin, daß sich stadtienbildende Insekten so stark an das bunte Leben in ihrem Stod gewöhnen, daß sie allein, also ohne ihre sozialen Betätigungen, nicht mehr existieren können. Der Lebensrhythmus des Staates hat sich ihnen so stark eingepreßt, daß dessen künstliche Unterbrechung, wie sie ja das Gefangenhalten darstellt, sofort zu schweren Schädigungen und schließlich zum Tode führt. In ihrem Staat stellt ja die einzelne Arbeitsbiene nur ein „Organ“ dar, das bestimmte Funktionen zu vollbringen hat. Wird dieses „Organ“ nun aus dem gewohnten Zusammenhang herausgerissen, dann fehlt diesem hochentwickelten Tiere gewissermaßen Sinn und Zweck des Lebens; es kann sich nicht wie sonst betätigen, der Lebensrhythmus ist unterbrochen. Es geht daher unter, genau wie ein aus unserem Körper herausgenommenes Organ zugrunde geht. Daß die Störung des gewohnten Rhythmus tatsächlich zu einer Schädigung führt, beweisen die jungen Tiere, die noch nicht an das Leben im Stod gewöhnt sind: sie lassen sich in der Einzelgefangenschaft lange am Leben halten, da sie ja nicht aus dem gewohnten Milieu gerissen werden. Die Gewohnheit spielt also auch im Leben geistig hochentwickelter Tiere, wie es die sozialen Insekten sind, eine bedeutende Rolle. Die Todesursache der gefangenen Biene ist mithin die Unterbrechung des gewohnten Lebens.

**Welches sind die sturmfestesten Bäume?** Nach eingehenden und jahrelangen Beobachtungen haben sich als die sturmfestesten Bäume die Eibe, Lärche und Eiche erwiesen. Nach ihnen kommen sodann der Reife nach: Linde, Ahorn, Esche, Ulme, Kiefer, Eiche und Rotbuche, Erle, Birke, Weide und Pappel. Die geringste Widerstandskraft gegen Sturmbruch zeigen Kiefer, Tanne und Fichte. Bei diesen Feststellungen muß man allerdings auch in Betracht ziehen, ob die betreffenden Bäume flach oder tief im Boden wurzeln, ferner ob der Boden flachgründig oder tiefgründig ist. Die Sturmfestigkeit wird bei den Bäumen in der Regel auch durch ihre Lage bedingt, indem freistehende Bäume immer widerstandsfähiger sind, als Bäume in dichten Beständen, in denen sie sich nicht voll auszuwachsen konnten.

### Allerlei Hausrezepte

**Seidene Strümpfe** werden besser in warmem Kleiewasser anstatt mit Wasser und Seife gewaschen.

**Beim Waschen von blonden Haar** benutze man als letztes Spülwasser Kamillentee, bei dunklem Haar Rosmarintee.

**Schmutzige Glaskrüge oder Karaffen** werden wieder blank, wenn man durchgeseigte Teeblätter hinein tut und dann halb warmes Wasser, halb Essig darauf gießt. Nach einigen Stunden wird dann mit kaltem Wasser ausgepült.

**Kostige Gardinenringe,** über Nacht in Paraffinöl eingeweicht, sind wieder gebrauchsfähig.

**Ein gutes Silberputzmittel** ist die weiße Asche von verbranntem Papier, ebenso wie Zigarren- und Zigarettenasche. Mit weichem Lappen abgerieben, erhält das Silber einen schönen Glanz.

**Goldrahmen reinigt** man am besten mit feuchtem Fensterleder; sind sie sehr schmutzig, gießt man ein wenig Essig in lauwarmes Wasser und reibt sie damit ab.

### Weiteres.

**Erkannt.** „Ist nicht die Dame zu Hause?“ fragt der herumziehende Händler — „Ja wohl,“ antwortet der neugebackene Ehemann. „Aber wir brauchen wirklich nicht das geringste.“ — „Ach so,“ sagt der Händler. „Na, da werde ich mal wieder nachfragen, wenn die Fritterwachen vorüber sind.“

**Liebesgeflüster.** „Ich habe keinen größeren Wunsch, als mit Ihnen auf einer einsamen Insel zu leben, Alfred.“ — „Ist es möglich, meine angebetete Angèle? Sie möchten nichts anderes?“ — „Nein — das heißt: ein Abonnement in der komischen Oper müßte schon dabei sein!“

**„Aber, Minna,“** sagt die Hausfrau zum neuen Mädchen, „da waren vom Kaffeetisch doch noch zwei Pfannkuchen übriggeblieben, von denen Sie und ich je einen heute abend essen wollten. Wo sind Sie denn?“ — „Ja, gnäd'ge Frau, ich hatte sie beide auf den Küchentisch gelegt, und da hat die Katze Ihnen weggeschmuppelt.“

**Wer ist zufriedener,** der Mann, der eine Million besitzt, oder ein Vater, der zwölf Kinder sein eigen nennt? — Unzweifelhaft dieser, denn der Millionär hegt stets den Wunsch, seine Million um eine weitere zu vermehren, ein Wunsch, den der Vater von zwölf Kindern kann haben dürfte.

**Gläubig-mutig.** Irgig ist orthodoxer Jude aus dem hintersten Galizien, der schon viel vom guten Geschmac der Prager Schinken gehört und dem es danach schon oft gelüstete, aber sie waren eben nicht sojcher. Eines Tages geht er vor einer Selscherei vorbei und gar lieblich duftet ihm in die Nase, so daß er doch eine Kostprobe wagen will. Als er den Laden eben betreten, donnert es draußen: Schnell eilt er hinaus und brummt: „Reblich, man wird doch noch fragen dürfen, was e Schinken kostet!“

### Rätsel-Ede.

#### Magische Figur.

A	A	B	B
B	E	E	E
E	G	G	I
I	L	N	N
N	N	P	S
S	S	T	T

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden vier langen senkrechten und wagrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Edelmetall; 2. weiblicher Vorname; 3. Teil des Hauses; 4. Stadt am Rhein.

#### Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

**Kreuzworträtsel.** 1. ga; 2. ze; 3. ge; 4. ra; 5. rie; 6. sa; 7. ha; 8. je. 1-2 Gage; 3-4 Gera; 5-8 Riefa; 7-8 Hafe; 1-3 Gage; 1-4-3 Garage; 1-8 Gase; 5-8 Riese; 5-8 Riege; 6-7-4 Sahara; 8-5 Serie.